

Comment

SCIENCE JOURNALISM AND DIGITAL STORYTELLING

Wissenschaftsjournalismus und fact checking

Maximilian Schäfer

ABSTRACT: Auf den ersten Blick scheint die Sache einfach zu sein: Wissenschaftler schaffen neues Wissen; sie zeigen durch ihre Arbeit, welche Aussagen über die Welt wahr und welche falsch sind. Wissenschaftsjournalisten tragen die neuen Erkenntnisse weiter, damit möglichst viele Menschen von ihnen erfahren und sie verstehen können. „Fact checker“ prüfen vor der Veröffentlichung die Texte der Journalisten, um sicherzustellen, dass alle Fakten richtig wiedergegeben werden. In der Realität ist die Beziehung zwischen den Akteuren weitaus komplexer. Basierend auf meinen Erfahrungen als „fact checker“ in der Wissenschaftsdokumentation des Nachrichtenmagazins „DER SPIEGEL“ möchte ich in diesem Essay berichten, worin ich die Hauptprobleme beim fact checking im Wissenschaftsjournalismus sehe und wie sich die Arbeit durch das Internet und Angebote für Smartphones und Tablet-Computer verändert.

1. Wissenschaft und Wissenschaftsjournalismus

Das offensichtlichste Ziel des Wissenschaftsjournalismus ist, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. Dazu gehört, diese Ergebnisse so darzustellen, dass auch Nichtwissenschaftler folgen können, und sie so einzuordnen, dass ihre Bedeutung im wissenschaftlichen Diskurs, für die Gesellschaft und für das Leben des einzelnen deutlich wird. Daneben hat Wissenschaftsjournalismus eine Reihe weiterer Aufgaben; zum Beispiel vermittelt er in der Diskussion darüber, welche Forschungsarbeiten eine Gesellschaft aus ethischen, ökonomischen oder anderen Gründen unterstützen und wo sie Grenzen ziehen möchte – bekannte Beispiele sind die Forschung an embryonalen Stammzellen und die bemannte Raumfahrt. Außerdem prägt der Wissenschaftsjournalismus in erheblicher Weise das Bild, das die Öffentlichkeit vom Typus des Wissenschaftlers und dem Wesen seiner Arbeit hat. Der Einfachheit halber möchte ich mich bei der Diskussion der Probleme des fact checking im Wissenschaftsjournalismus auf die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse beschränken; hier treten sie am deutlichsten zu Tage.

Die erste Hürde, mit der sich ein Wissenschaftsjournalist bei seiner Arbeit konfrontiert sieht, ist die des Verständnisses. Die Details wissenschaftlicher Originalarbeiten können meist nur Forscher nachvollziehen, die auf dem gleichen Gebiet arbeiten. Zum Glück muss ein Wissenschaftsjournalist nicht jedem technischen Detail eines Papers folgen können. Wenn er anderen erklären möchte, worum es geht, muss er selbst aber zumindest eine Vorstellung des Problems haben, mit dem sich eine wissenschaftliche Arbeit beschäftigt – und er muss verstehen, wie sie es zu lösen versucht und was ihr Ergebnis und dessen Bedeutung ist.

Zudem braucht ein Wissenschaftsjournalist einen groben Überblick über das Forschungsgebiet, mit dem sich eine wissenschaftliche Veröffentlichung befasst, um seiner Filterfunktion nachkommen zu können: Er muss in der Lage sein zu entscheiden, ob ein spezielles Forschungsergebnis die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit verdient. Diese Aufmerksamkeit ist begrenzt: Die Wissenschaftsteile von Zeitungen und Zeitschriften umfassen meist nur wenige Seiten, und kaum ein Medienkonsument ist bereit, sich täglich mehrere Stunden mit Berichten aus der Forschung zu beschäftigen. Ein Wissenschaftsjournalist muss also in der Lage sein, die Relevanz eines Forschungsergebnisses einzuschätzen – sowohl innerhalb des entsprechenden Fachgebiets als auch in seiner Bedeutung für die breite Öffentlichkeit. Gerade bei letzterem spielen natürlich eine Reihe von Faktoren eine Rolle: Ein medizinisches Forschungsergebnis kann für viele Menschen von direkter

Bedeutung sein, weil sie an der entsprechenden Krankheit leiden; ein Ergebnis aus der Grundlagenforschung wiederum kann schlicht Staunen hervorrufen und aus diesem Grunde Interesse wecken – nicht umsonst gibt es relativ häufig Titelgeschichten über den Ursprung des Universums oder das Ende der Zeit.

Hat der Journalist beschlossen, einen Artikel zu schreiben, muss er schließlich dazu in der Lage sein, die Forschungsergebnisse in einer Weise zu präsentieren und einzuordnen, dass sie für die breite Öffentlichkeit nachvollziehbar sind, ohne sie dabei zu stark zu vereinfachen oder zu verzerren. Im Kampf um die Aufmerksamkeit des Medienpublikums ist es zudem wichtig, dass ein Artikel nicht nur die wissenschaftlichen Fakten korrekt präsentiert, sondern neugierig macht und spannend zu lesen ist.

2. Fact checking: Plausibilität und Vertrauen

Fact checking ist etwas, das in rudimentärer Form jede Art von journalistischer Arbeit begleitet. Das liegt nicht nur daran, dass es im Journalismus definitionsgemäß darum geht, die Öffentlichkeit zu informieren, was nur funktioniert, wenn die Fakten stimmen: Auch eine Boulevardzeitung wird darauf achten, den Namen von Kate Middleton richtig zu schreiben, um bei ihrem Publikum nicht in Misskredit zu geraten. Finden sich in einer Publikation regelmäßig viele Fehler, leidet auf Dauer der Ruf und damit potentiell auch die Auflage; in manchen Fällen handelt man sich sogar existenzbedrohende Schadenersatzklagen ein. Fact checking ist also kein Luxus, sondern von essentieller Bedeutung für Qualitätsjournalismus. Große Häuser wie der SPIEGEL-Verlag leisten sich daher professionelle fact checker.

Die Arbeit eines solchen fact checkers beginnt häufig nicht erst dann, wenn der Autor seinen Artikel abgeliefert hat. In einem Verlag wie dem SPIEGEL mit seiner Vielzahl von Dokumentationsjournalisten, von denen jeder seine eigenen Fachgebiete hat, spielen sie auch die Rolle hausinterner Experten, die schon bei der Entstehung eines Textes helfen. Ihr Hintergrundwissen und die Informationen aus der Recherche des Autors – zum Beispiel aus Gesprächen mit den beteiligten Wissenschaftlern – ergänzen sich häufig zu einem facettenreicheren und vollständigeren Bild.

Trotzdem: Das eigentliche fact checking findet erst statt, wenn der Artikel geschrieben ist. Beim SPIEGEL quillt der Text aus einem Drucker, der fact checker schnappt sich den Stapel Papier, zückt seinen Stift und beginnt, Wort für Wort zu markieren: korrekt, plausibel, fehlerhaft ...

Abgesehen davon, dass dieses Vorgehen ein pedantisches Wesen und – gerade unter Zeitdruck – ein hohes Maß an Konzentration erfordert, stellt sich sofort die Frage: Woher weiß der fact checker eigentlich, was korrekt und was fehlerhaft ist? Immerhin verfügt er für gewöhnlich nicht über ein eigenes Labor, in dem er im Experiment Forschungsergebnisse nachvollziehen und auf diese Weise verifizieren kann. Das ist zum Glück auch nicht seine Aufgabe; das findet im Wissenschaftsbetrieb selbst statt, sofern dessen Mechanismen funktionieren. Der fact checker prüft im Endeffekt nur, ob zwei Aussagen inhaltlich deckungsgleich sind: diejenige im Artikel, den er zu überprüfen hat, und die entsprechende in den Quellen.

Das hat offensichtlich nur Sinn, wenn die Quellen zuverlässig sind. Zu den wichtigsten Aufgaben eines fact checkers gehört daher, Quellen zu identifizieren, bei denen er Gründe für die Annahme hat, dass er ihnen vertrauen kann. Diese Gründe können ganz unterschiedlicher Art sein, haben aber meist etwas mit Ansehen und Erfahrung zu tun: Veröffentlichungen in angesehenen, in den peer-review-Prozess eingebundenen Zeitschriften wie Science oder nature genießen einen großen Vertrauensvorsprung – auch wenn diese Zeitschriften vor Wissenschaftsbetrug nicht gefeit sind; der fact checker kann aber auch einen Blog zu Rate ziehen, wenn er Autor und Inhalt als zuverlässig kennengelernt hat. Das wichtigste Prinzip ist in jedem Fall allerdings, möglichst bis zur Primärquelle einer Nachricht zurückzugehen. Schon die Pressemitteilung einer Universität – prinzipiell keine schlechte Quelle – kann den Inhalt einer Studie verzerrt darstellen (von Tippfehlern und anderen banalen Fehlerquellen ganz abgesehen). Bei Veröffentlichungen von Nachrichtenagenturen, Zeitungen oder Zeitschriften ist das Maß an Vereinfachung und Interpretation und die Gefahr von Übertragungsfehlern meist zu groß, um auf ihrer Basis noch zu eigenen Schlüssen kommen zu können. Ähnlich wie Wikipedia-Einträge helfen solche Darstellungen zwar, ein Bild von der Sache zu bekommen, für einen fact checker können sie aber nicht als Beleg dienen. Zudem hilft das Forschen nach der Primärquelle nicht nur, den „Stille-Post-Effekt“ zu vermeiden, sondern auch einzuschätzen, wie glaubwürdig eine Nachricht ist: Zeigt sich zum Beispiel, dass eine Meldung nur auf der Äußerung eines Wissenschaftlers beruht, die zugehörige Studie aber noch

gar nicht erschienen ist (und damit auch noch nicht den Prüfmechanismen des Wissenschaftsbetriebs unterworfen wurde), ist Vorsicht geboten.

Der Rückgriff auf Primärquellen ist im Wissenschaftsjournalismus glücklicherweise häufig einfach: Wir brauchen kein WikiLeaks, um einen Preprint zu finden. In Zeiten des Internets sind die Originalarbeiten der Wissenschaftler meist nur wenige Klicks entfernt. Liegt das Paper vor ihm, hat der fact checker allerdings das gleiche Problem wie der Wissenschaftsjournalist: Er muss es einordnen und verstehen können – und er muss beurteilen, ob das Ergebnis und weiterführende Behauptungen über seine Bedeutung plausibel sind.

„Plausibilität“ ist selbstverständlich kein hartes Kriterium; hier spielen Erfahrungen und Einschätzungen des fact checkers eine große Rolle. Ein Gespür dafür, was plausibel ist und was nicht, ist für einen fact checker aber unverzichtbar, nicht zuletzt, weil es ihm Hinweise gibt, an welchen Stellen es weiter zu bohren, nach weiteren Quellen zu suchen gilt. In der realen Welt steht schließlich für das fact checking nur wenig Zeit zur Verfügung. Es gilt, Prioritäten zu setzen und zu ahnen, wo es nötig ist, Zeit aufzuwenden. Ein simples Beispiel: Dass der Mount Everest der höchste Berg auf der Erde ist, bedarf keiner dreifachen Überprüfung – es ist sehr unwahrscheinlich, dass auf der Erde jüngst ein noch höherer Berg entdeckt wurde (und wenn, hätte man vermutlich eine der vielen Meldungen über eine solche Sensation aufgeschnappt); für die Angabe seiner Höhe reicht ein Blick ins zwanzig Jahre alte Lexikon allerdings nicht, denn es ist durchaus wahrscheinlich, dass in letzter Zeit Messungen mit abweichenden Ergebnissen durchgeführt wurden (tatsächlich kursieren im Moment zwei verschiedene Höhenangaben, 8848 und 8844 Meter).

Das Mount-Everest-Beispiel führt auf die Spur eines weiteren Problems beim fact checking. Auch wenn Wissenschaftler in der öffentlichen Wahrnehmung diejenigen sind, die „Bescheid wissen“, und auch wenn es bei wissenschaftlicher Arbeit scheinbar um Tatsachen geht, liefert wissenschaftliche Arbeit de facto meist nur Hinweise: Das neue Medikament könnte gegen eine Ansteckung mit HIV helfen, aber um das genauer zu klären, sind weitere Studien nötig; Neutrinos könnten schneller als Licht fliegen, aber wahrscheinlich war es doch nur ein Mess- oder Rechenfehler. Die klaren Aussagen, die Journalisten und Öffentlichkeit sich wünschen, liefert die Wissenschaft häufig nicht.

Das wird umso deutlicher, je komplexer das Thema wird. Das bekannteste Beispiel hierfür ist der Klimawandel. Hier gibt es keine klar definierte Laborsituation mit ein paar schlichten Messergebnissen. Hier sammeln Heerscharen von Wissenschaftlern Daten, die zwangsläufig lückenhaft bleiben; hier ziehen sie auf der Basis verschiedener Annahmen Schlüsse, die immer nur für bestimmte Wahrscheinlichkeiten stehen; hier sehen sie sich aufgrund der immensen Bedeutung des Themas für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft selbst zu Vereinfachungen genötigt (wie zum Beispiel dem Zwei-Grad-Ziel) und großem Druck ausgesetzt; hier sind sie sich in vielen Details nicht einig. In so einem Fall kann auch ein fact checker nicht auf die eine Veröffentlichung zurückgreifen, in der alles steht; hier reicht es nicht zu überprüfen, ob der Wissenschaftsjournalist alle Zahlen richtig abgeschrieben hat. Bei einem solch komplexen Thema ist offensichtlich, dass fact checker nicht nur „Fakten“ im engeren Sinne überprüfen, sondern auch Interpretationen. Auch wenn fact checker keine redaktionelle Linie definieren können (das gehört ebenso wenig zu ihren Aufgaben wie das Durchführen von Experimenten), wirken sie doch insofern an ihr mit, als sie beurteilen müssen, welche Interpretationen, welche Darstellungen noch von den Fakten gedeckt sind und welche nicht mehr. Daraus entstehen nicht selten längere und manchmal auch hitzige Diskussionen zwischen fact checker und Autor.

3. Fact Checking und das Erzählen einer Geschichte

Ich habe es gerade angedeutet: Konflikte zwischen fact checker und Autor sind unvermeidlich. Neben Diskussionen darüber, welche Interpretationen, Vereinfachungen und Einordnungen noch haltbar sind, gibt es ein weiteres klassisches Konfliktfeld. Es entsteht aus dem Bemühen des Wissenschaftsjournalisten, spannende Geschichten zu schreiben, die auch für Menschen interessant und verständlich sind, die keine wissenschaftliche Vorbildung und kein besonderes Interesse für Wissenschaft haben.

Gerade in Magazinen wie dem SPIEGEL, wo Wissenschaftsartikel häufig mehrere Seiten lang sind und es nicht um das Vermelden dürrer Fakten geht, nutzen Autoren klassische Techniken des Geschichtenerzählens: Sie betten den wissenschaftlichen Inhalt in eine Geschichte über Menschen ein, und sie versuchen, dem Text eine klare Botschaft zu geben. Am liebsten haben sie einen Protagonisten,

der ein Ziel hat, mit Widerständen konfrontiert wird, diese Widerstände aber überwindet und sein Ziel schließlich erreicht: Einstein – das Genie des Jahrhunderts; Craig Venter – der Mann, der die Genforschung immer wieder revolutioniert; XY hat ein Medikament gegen Krebs entdeckt; YZ wirft die Grundfesten der Physik über den Haufen.

Auf Basis des Gesagten dürfte klar sein, dass dieser Ansatz unvermeidlich zu Konflikten zwischen fact checker und Autor führt. Naturwissenschaftliche Forschung wird heutzutage fast ausschließlich von Arbeitsgruppen betrieben, die teilweise mehrere hundert Mitglieder haben; dabei ein Genie zu identifizieren, dem man den ganzen Erfolg zuschreiben kann, wird in solchen Fällen den historischen Fakten nicht mehr gerecht. Und wenn eine wissenschaftliche Arbeit nur erste Hinweise liefert oder ein zusätzliches Detail eines prinzipiell bekannten Zusammenhangs näher beleuchtet, kann man als seriöser Journalist beim besten Willen keine Sensation vermelden. Die unterschiedlichen Aufgaben und Ideale von Fact checker und Autor stoßen hier aufeinander: Während der Autor von einem großen Durchbruch berichten will, würde der fact checker am liebsten schreiben, dass man nichts Genaues weiß; während der Autor ein neues wissenschaftliches Genie küren oder doch zumindest alles „deutschen Forschern“ zuschreiben möchte, würde der fact checker am liebsten nur von einer „internationalen Forschergruppe“ sprechen. Das Ergebnis ist in solchen Fällen Verhandlungssache – und diese Verhandlung führt im Idealfall am Ende zu einem Text, der näher an den Fakten und trotzdem noch spannend und verständlich ist. Hier zeigt sich, dass fact checking mehr sein kann als stures „Korrigieren“ von Zahlen und Schreibweisen, nämlich integraler Bestandteil der Arbeit einer Redaktion an einem Text, der auf spannende und verständliche Weise komplexe Informationen vermittelt: qualitativ hochwertige journalistische Arbeit.

4. „Crowd checking“ und Multimediainhalte

DER SPIEGEL unterhält, soweit uns bekannt, die größte fact-checking-Abteilung weltweit. Seit über 50 Jahren sorgt hier ein Team von derzeit über 70 thematisch spezialisierten Dokumentationsjournalisten dafür, dass die Artikel dieser Wochenzeitschrift möglichst fehlerfrei in Druck gehen. Im Laufe der Jahre sind dabei Arbeitsabläufe entstanden, die viele Details klar regeln und dadurch helfen, Flüchtigkeitsfehler, Abstimmungsprobleme und ähnliches zu vermeiden. Dazu gehört ein klar definierter „Fluss“ des Textes durch das Haus vom Autor über die Ressortleitung zu Dokumentation und Schlussredaktion, bei dem immer klar ist, welchen Status der Text gerade hat und wer noch was daran ändern kann beziehungsweise darf; dazu gehört in der Dokumentation das Markieren jedes einzelnen Wortes, was dabei hilft, ein „Überlesen“ von Fehlern zu vermeiden und auch direkt nebeneinanderstehende Fehler zu bemerken.

Elektronische Datenverarbeitung und Internet haben die Arbeit der fact checker erheblich erleichtert. Statt sich auf der Suche nach Belegen durch unzählige Ordner voller Papierschnipsel zu wühlen, lassen sich jetzt die meisten Informationen durch kurze Suchen in Datenbanken oder im Internet verifizieren.

Wie so oft gibt es allerdings auch eine Kehrseite der Medaille: Was sich im Internet findet – und das ist gerade im Wissenschaftsjournalismus sehr viel –, steht nicht nur dem fact checker zur Verfügung, sondern allen, die über einen Computer mit Internetanschluss verfügen. Bei einem Magazin wie dem SPIEGEL mit wöchentlich über sechs Millionen Lesern bleibt es nicht aus, dass „die Masse“ selbst beginnt, die Fakten zu überprüfen – das sogenannte „crowd checking“. In Deutschland ist es in letzter Zeit durch die Jagd auf Plagiate in den Dissertationen von Prominenten geradezu berühmt geworden. Die allgemeine Verfügbarkeit von Informationen durch das Internet erhöht also den Druck auf den fact checker, keinen Fehler zu machen – darauf, dass Ungenauigkeiten nicht bemerkt werden, kann er sich immer weniger verlassen.

Ganz andere Probleme entstehen durch das Publizieren im Internet und Ausgaben für iOS- und Android-Geräte. SPIEGEL ONLINE, die erfolgreichste deutsche Nachrichtenseite, ist organisatorisch unabhängig vom SPIEGEL-Magazin. Die Redaktion von SPIEGEL ONLINE stellt täglich eine große Menge von Artikeln neu ins Netz; zu Spitzenzeiten verändert sich das Gesicht der Startseite fast im Minutentakt. Alle Texte von SPIEGEL ONLINE auch nur annähernd so intensiv zu verifizieren wie die Texte der Druckprodukte des SPIEGEL-Verlags wäre selbst mit einem enorm großen fact-checking-Team nicht möglich. Hier muss es in vielen Fällen bei einer Überprüfung der Eckdaten bleiben (Namenschreibweisen, Zahlen, geographische Angaben), und hier sind auch die Abläufe nicht so festgezurrert wie beim SPIEGEL-Magazin – was flexibleres Arbeiten ermöglicht, aber auch mehr Lücken

lässt, durch die sich Fehler in den Prozess einschleichen können. Immerhin ist es – anders als bei Printprodukten – möglich, Texte auch nach der Veröffentlichung noch zu korrigieren, wenn das „crowd checking“ zuschlägt. Das geschieht bei SPIEGEL ONLINE regelmäßig – unter Hinweis darauf, dass frühere Versionen des Textes fehlerhaft waren.

Die Ausgaben für iOS- und Android-Geräte ihrerseits sind angereichert mit Multimediainhalten: Diashows, animierten und interaktiven Grafiken sowie Videos. Gerade in der Wissenschaft sind animierte Erklärgrafiken beliebt. Natürlich sollen auch diese „Erweiterungen“ des gedruckten Magazins ohne Fehler sein. Die organisatorischen und praktischen Probleme, die sich dabei stellen, sind allerdings noch alles andere als gelöst. Bei animierten Grafiken und Videos greifen die seit Jahrzehnten eingespielten Abläufe des Print-Produkts nicht, und selbst wenn Fehler auffallen, ist es häufig nicht einfach, sie zu beseitigen. Videomaterial zum Beispiel bringen die Reporter meist direkt von ihren Recherchereisen mit. Wenn eklatante Fehler in dem auftauchen, was Gesprächspartner oder Reporter selbst vor Ort vor der Kamera erzählt haben, sind die Reporter schon wieder zu Hause – und es bleibt nur, den Fehler in Kauf zu nehmen oder auf das Material komplett zu verzichten. Gerade auf diesen Gebieten wird sich in den nächsten Jahren noch viel tun müssen, um eine hohe Qualität journalistischer Arbeit auch im Netz und über Mediengrenzen hinweg zu gewährleisten.

Autor

Maximilian Schäfer hat Physik in Bonn und Heidelberg studiert und als Journalist für diverse Zeitungen, Hörfunk- und Fernsehstationen gearbeitet. Seit 1998 ist er Dokumentationsjournalist beim SPIEGEL, wo er neben Physik und Astronomie auch eine Reihe von technischen Gebieten wie Luft- und Raumfahrttechnik sowie Energietechnik betreut. Nebenher arbeitet er seit fast 20 Jahren als freiberuflicher Hörspiellektor für den Norddeutschen Rundfunk.

E-mail: maximilian_schaefer@spiegel.de.

HOW TO CITE: M. Schäfer, *Science journalism and fact checking*, *Jcom* **10**(04) (2011) C02